

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 17.

Posen, den 21. Januar 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keltstr. 5.

Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

4. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Ja, das ist es, was ich will.“

Er starrte seltsam enttäuscht vor sich hin. Sein Kopf dröhnte, und seine Gelenke waren bleiern. Er konnte sich kaum noch aufrechterhalten, während er nochmals überlegte, was Vester gesagt hatte. Er fand nicht, daß sie im Recht war. Er hatte sie geliebt, vielleicht auf eine stille und versteckte Weise, aber es war ihm immer klar gewesen, daß er nur um Vesters willen so arbeitete. Er wollte, daß Vester ihn bewundern sollte, wenn nicht die ganze Welt es tat, und er wußte, daß dieser Augenblick kommen müsse. Und nun hörte er, daß Vester weder an ihn noch an sein Werk glaubte. Bransen blieb schweigend sitzen und rührte sich nicht.

Vor den Fenstern prasselten noch immer die Leuchtraketen in die Luft. Manchmal war es, als ob goldene Stores die Fenster verdeckten. Der Wind hob Bruchteile von Melodien auf und trug sie mit sich.

Vester blickte ihn nicht mehr an. Langsam ging sie hinaus. Vor der Tür blieb sie stehen. Ja, sie wartete, er mußte doch nun kommen und ihre Hand ergreifen, die sie ihm dargeboten hatte. Doch Vester, die Tänzerin, der die ganze Welt zu Füßen lag, wartete vergebens. Bransen kam nicht, um ihre Hand zu nehmen. Nach zehn Minuten betrat sie wieder das Zimmer.

„Hast du mich denn nie geliebt?“ hauchte sie.

Sie sah, daß er sie nie geliebt hatte. Bransen hatte sich zu einem Diwan geschleppt und schlief. Das war seine Antwort. Da warf sie wütend die Tür hinter sich zu. Kein Wort mehr für diesen Unwürdigen! Vester lief in den Park und stürzte sich in den bunten Trubel. Hundert Hände griffen nach ihr, und sie gab sich ihnen hin in einer unbezähmbaren Lust zu lachen. Alle Geigen jauchzten, und überall blühten Rosen.

Aus dem Pavillon aber scholl Lachen. Es war ein helles, übermütiges Lachen, das kein Ende nahm. Vester lief mit einem plötzlichen Entschluß in den Pavillon und rief: „Ferdinand!“

Baron Brée sprang ihr entgegen.

„Wir fahren!“ rief Vester und strahlte über das ganze Gesicht.

Baron Brées karminrotlackierter Wagen verließ um fünf Uhr in der Morgendämmerung die Grenzen Wiens. Der karminrotlackierte Chauffeur piffte sehr vergnügt ein Lied vor sich hin, während ein erster Schimmer der sich nähernden Sonne aus den Wolken stieg.

Es klopfte an die Tür. Bransen rief langsam und zaghaft: „Herein!“, als sei es ihm noch zuviel, die wenigen Buchstaben auszusprechen, die ihm geringes von seinen Eingebungen stahlen. Er lag in seinem Zimmer, und sein Blick verharrte reglos auf einem bestimmten Punkt an der Wand. Bransen sah aber keinen Punkt, sondern ein Gesicht, und dieses Gesicht an der

Wand war ebenso bleich wie sein eigenes. Jetzt, als es klopfte, richtete er sich ein wenig auf, doch seine Bewegung war kraftlos wie die eines Fieberkranken, und schon einen Augenblick später lag er wieder in seiner alten Stellung, ohne daß sein Blick abgeschweift wäre. Er bemerkte kaum den, der eingetreten war, er bemerkte es gar nicht, wie man ihn ängstlich und besorgt zugleich ansah.

Nach einer Weile sagte eine alte Stimme: „Es ist sechs Uhr, Herr Bransen.“

„Sechs Uhr,“ wiederholte Bransen mechanisch und ohne Verständnis, während gleichzeitig die Standuhr, wie zur Bestätigung, die sechste Abendstunde anschlug, dumpf und nachhallend. Unzählige Male murmelte Bransen vor sich hin: „Sechs Uhr.“ Doch es hatte keinerlei Bedeutung. Wenn es zwei Uhr, drei Uhr, ja, zwölf Uhr in der Nacht gewesen wäre, Bransen hätte sich ebensowenig etwas daraus gemacht wie aus der Tatsache: sechs Uhr. Stand die Zeit in diesem Raum nicht still? Es war sechs Uhr, aber für Bransen war es das nicht, und er fand in dieser Sekunde einen neuen Zeitbegriff: die Stunde dreizehn, in der die Zeit ohne Grenzen war. Nun dauerte es eine ganze Weile, bis Bransen begriff, daß der alte Brä in seinem Zimmer stand; er erkannte ihn an dem blau- und weißgestreiften Kittel. Doch der Weg von seinen Pupillen bis zu seinem Gehirn war nicht frei, sondern von unzähligen, durcheinanderlaufenden Gedanken verrammelt, und je mehr sein Blick auf den alten Mann fiel, desto klarer wurde es ihm, daß dort an der Tür eine greisenhafte, ehrwürdige Sech in Mannesgröße stand, eine sonderbare, blau- und weißgestreifte Sech mit einer Brille auf der Nase, wie sie noch nie ein Mensch gesehen hatte. Bransen wandte sich auf seinem Lager um, fest entschlossen, sich nicht mehr mit solchem Unfug zu beschäftigen.

Der alte Brä blinzelte auf beiden Augen, als würde er durch allzu grelles Licht geblendet. „Sie müssen aufstehen,“ sagte er. „Es ist spät am Nachmittag, und Sie liegen den ganzen Tag. Stehen Sie doch auf,“ bat er fast weinerlich.

Bransen gab keine Antwort.

Der alte Brä schüttelte den Kopf. Was war nun mit der Gestalt da auf dem Sofa, die nur wenig Ähnlichkeit mit dem jungen Herrn Bransen hatte? Drei Tage saß er an seinem Tisch, dann ging er mitten in der Nacht fort und war erst am Vormittag wiedergekommen, um sich nun abermals in sein Zimmer einzusperren. „Vielleicht sind Sie krank,“ fuhr der alte Brä fort und schlürfte langsam zum Sofa hin, um mit seinen zitternden Fingern die Stirn seines Herrn zu betasten. „Ist es denn möglich? Ein so gesunder Mensch sollte krank sein? Wenn Sie doch nur hören wollten und aufstehen... Soll ich vielleicht die Fenster öffnen? Es ist ja das herrlichste Wetter draußen...“

Es kam keine Antwort.

Der Alte blickte ratlos umher, er hatte ein kummervolles, vergrämtes Gesicht. Seine kurzen Schritte schlürften jetzt zum Fenster.

Da rief Bransen: „Hall!“

Erschreckt sah sich der Alte um, als wenn hinter ihm ein Toter zu reden begonnen hätte.

„Sie sollen die Fenster nicht öffnen,“ sagte Bransen so heftig, daß ihn das Sprechen schmerzte. „Gehen Sie auch. Ich will allein sein.“ Lassen Sie niemand zu mir herein.

Der alte Bräutigam ging. Er hatte nicht den Mut, noch ein Wort gegen diese Wand anzusprechen. Langsam wurde die Tür geschlossen, und Bransen atmete auf, als wäre er von einer unglaublichen Last befreit. Das Gesicht, in das er starrte, war Vesters Gesicht, und seine Blicke waren tödlich. — Mit Baron Brée nach Venedig, da du doch ... So etwa hatte sie ihm geschrieben. Und dieser Bransen, der mit seiner Arbeit verwachsen war, dachte nicht mehr an die Arbeit. Der Ingrimm lockte in ihm stärker, und wäre ihm jetzt Vester begegnet, so hätte er sie wahrscheinlich erwürgt.

Doch in Bransens breitem, wuchtigem Schädel ging etwas vor. Zunächst konnte er sich keine Rechenschaft ablegen über das, was er dachte, später aber sah er ganz klar. Man verriet ihn, Christian Bransen, und sein Geheimnis nicht ungestraft! Bransen lockte innerlich, verzweifelte und ergrimmt sich. Er wußte nichts mehr von einer weltumstürzlerischen Idee, sondern nur von einer Frau, die ihn aufgegeben hatte. Dieser Bransen dachte: „Jetzt geht meine Ruhe und somit meine Arbeit zum Teufel, du aber wirst mir dafür bezahlen, daß ich nicht mehr arbeiten kann!“

So lag er sehr lange. Die goldenen Flecke auf dem Boden waren längst verschwunden. Von der Straße kamen die lahmen Töne einer Drehorgel. Kindergefang. Die Kinder sangen im Chorus einen frechen Gassenhauer. Endlich nahm er wahr, daß die Abenddämmerung bereits angebrochen war. Er setzte sich aufrecht, noch ganz starr von der bisherigen Denkarbeit. „Will denn diese Orgel nicht verstummen?“ dachte er und wanderte im Zimmer auf und ab.

Bransen floh auf die Straße.

Pfötzlich blieb er stehen und sah, daß auf der anderen Seite der Straße ein Mann stand und ihm mit der Hand winkte. Bransen ging quer über die Straße zu ihm hin. Als er nur noch ein paar Schritte von ihm entfernt war, erkannte er ihn; es war der „Major“. Der Major in einem kurzen grauen Mantel und mit einem heißen braunen Hut. Seine Mantelschöße wedelten. Diese Gesellschaft war ihm gerade recht. Er lehnte sich plötzlich nach einem Menschen, der geduldig genug war, ihn anzuhören. Und wenn man sich nur mit einem Tier aussprach, irgend jemand mußte man es sagen, daß man nicht im Rinnstein lag und daß man noch lebte. „Guten Abend, Major!“ Der Major sah sich verwundert um und schwenkte, mit einem Ausdruck noch größerer Verwunderung, den Hut bis zur Erde. „Guten Abend, Herr Bransen!“ Bransen reichte ihm die Hand.

„Wissen Sie vielleicht, daß ich vor einer halben Stunde bei Ihnen oben war? Ihr Diener schwor, daß Sie nicht im Hause seien. Ich sah aber Ihren Hut. Und ich rannte eine halbe Stunde auf dieser Straße auf und ab und dachte: Will mal sehen, ob Herr Bransen wirklich nicht im Hause ist!“ Jetzt kamen Sie gerade, und da winkte ich Ihnen.“

Bransen fragte: „Sie waren bei mir oben? Und wollten mich sprechen?“

„Ja, Gott!“ Der Major drückte sich verlegen gegen ein Haus. „Aber wollen wir nicht weitergehen, Herr Bransen?“ Während des Weitergehens, sie gingen sehr schnell, sagte er: „Gestatten Sie, daß ich Ihnen eine Bitte vortrage?“

„Machen Sie nicht soviel Umstände, und reden Sie.“

Der „Major“ warf die Nase höher in die Luft. „Ich danke Ihnen vielmals, Herr Bransen. Es handelt sich darum ...“ Er stockte schon. Sein Kopf wurde plötzlich glühend rot. „Ich war bei Ihnen oben, um Sie

anzupumpen, um Sie um zehn Schillinge zu bitten. Ja, das war nicht so leicht zu sagen!“

Bransen zog den „Major“ um die Ecke. Sie gingen die Praterstraße bis zur Hauptallee. „Hier haben Sie fünfzig Schillinge, Major.“

Das graue Gesicht des „Majors“ wurde unvermittelt weiß. Im nächsten Augenblick kämpfte er einen harten Kampf mit sich. Er weinte, doch er wollte es nicht. Die Tränen liefen ihm aus den Augen, während er mürrisch und fast unhöflich sagte: „Ich werde Ihnen das Geld zurücksenden, sobald ich kann.“

Auf der Allee war wildes Leben. Durch die Dunkelheit wurde von allen Seiten Licht gepeitscht. Vor den Kaffeehäusern saßen viele Menschen und bewegten sich gleich Marionetten. Aus nächster Nähe kam der Lärm von Karussellen, deren Lichter durch die Bäume blitzten. Etwas weiter drehte sich, wie ein geheimnisvoller Himmelskörper, das beleuchtete Riesenrad des Praters. Töhlen, kleine Schreie ...

„Wollen wir hier Platz nehmen, Herr Bransen?“

Sie setzten sich mitten in das fröhlichste Treiben hinein, aber inmitten hübscher Frauen und schwagernder Männer wurden ihre Gesichter immer hoffnungsloser. Bransen bestellte ein Abendbrot, und sie aßen beide wie zwei Halbverhungerte. „Wie eigenartig,“ dachte Bransen, „daß man ganz und gar verzweifelt ist und trotzdem essen kann.“ Ja, nach dem Essen ging sogar eine Umwandlung in ihm vor. Sein Gehirn begann plötzlich wieder klar zu denken und sich mit dem alten Thema zu beschäftigen: Vester.

Der „Major“ sah seine böse flackernden Augen.

Bransen wollte sprechen und sein Herz ausschütten, doch er schwieg. So sehr er sich nach dieser Aussprache sehnte, es ging nicht. Der Haß fraß sich immer tiefer in ihn hinein und war nicht mehr zu vertilgen. Es drängte ihn, auf eine einzige Frage die gebührende Antwort zu geben. Das Lachen um ihn herum warf Kohlen in den glühenden Ofen, und der Spatz ihm gegenüber erschraf vor seinem wutentstellten Gesicht.

Der „Major“ fragte artig: „Was machen Ihre Experimente, Herr Bransen? Sie haben mir, ja, damals, als wir noch Borussen waren, viel davon erzählt. Besuchen Sie noch die Universität?“

„Nein,“ brachte Bransen hervor. „Ich habe mein Studium längst abgebrochen.“

„Aber Sie experimentieren noch?“

„Ich experimentiere auch nicht mehr.“

Der „Major“ wagte es nicht, weiter zu fragen, er fühlte das Nahen einer seelischen Explosion. Der Mann, der ihm fünfzig Schillinge geschenkt hatte, war keineswegs ein Glücklicher. Schon damals, in den Studienjahren, war er ein Sonderling gewesen. Ein Sonderling und ein Grübler. Pfötzlich erinnerte er sich, er wußte selbst nicht, wie er darauf kam, daß dieser Bransen gefährlich wurde, wenn er zornig war. In seinen Augen aber glühte irgendein Zorn. Der „Major“ blickte den alten Freund fast ängstlich an.

Bransen sagte leidenschaftlich: „Ich habe bis gestern gearbeitet. Ich sage das, weil Sie mich danach fragen. Aber seit gestern arbeite ich nicht mehr.“ Bransen schwieg, wie wenn ihm die Stimme versagte. Dann goß er hastig ein Glas voll und trank es aus. „Glauben Sie, Major, daß ein großer Mensch durch eine kleine Sache vernichtet werden kann?“

Der „Major“ glaubte es nicht.

„Nur die kleinen Sachen schmeißen den Großen,“ fuhr Bransen aufgeregt fort. „Hören Sie, Major, seit gestern bin ich vernichtet!“

Bransen hielt abermals in großer Aufregung inne und machte einen Versuch zu lächeln.

Er sagte langsam und leise: „Ich habe eine Frau geliebt. Das war die Tänzerin Vester. Sie hat mich gekannt in- und auswendig; ich habe ihr kein Geheimnis

daraus gemacht, wer ich sei. Diese Frau hat mich ver-
raten.“

„Sie sollten doch die Frauen kennen,“ warf der
„Major“ ein, bemüht, einen überlegenen Weltmannston
anzuschlagen.

„Man kennt sich selbst nicht, wie sollte man die
andern kennen? Wissen Sie irgendeine Entschuldigung
für die Frau? Wissen Sie irgendeinen Grund, um
bessentwillen ich ihr verzeihen könnte?“

Der „Major“ zuckte die Achseln. „Man geht vor-
über,“ lächelte er, plötzlich geistreich geworden.

Bransen starrte in die lustigen und sorglosen Ge-
sichter. „Die gehen vorüber, ja! Doch, das kann ich
nicht! Kann ich einfach nicht! Niemals, unmöglich!
Ich hatte keinem Menschen ein Leben lang nach, um
nicht mehr schlafen zu können! Zum Teufel die Frau,
ich bin kein Schwächling!“ Bransen schlug mit der Faust
auf den Tisch. Er war am Ende, sein Kopf glühte. Er
verlor die Fassung und die Gewalt über sich und flüsterte
mit scharfer, schneidender Stimme: „Major, ich will
Ihnen etwas sagen, und Sie sollen es sich merken! Die
Tänzerin wird bald nicht mehr leben! Die Tänzerin
Dester wird ein kurzes und schmerzloses Ende haben!
Das können Sie in ein paar Tagen in den Zeitungen
lesen!“

(Fortsetzung folgt.)

Grobenius-Anekdoten.

Von Euse von Hoerner.

Reisegeschichten kann jeder erzählen. Vielleicht erzählte darum
Leo Grobenius, der Afrikaforscher, bisher so wenig von seinen
zahlreichen kleinen und großen Erlebnissen. In seinen vielen
Büchern und Schriften ist kaum die Rede davon, und nur gelegent-
lich, wenn er besonders gut gelaunt ist, erwähnt er einmal kurz
und knapp dies oder das. In einem Mosaitbild ist der kleinste
Stein von Wichtigkeit, und auf das lebendige Bild eines Menschen
wirft oft die unscheinbarste Handlung plötzlich ein helles Licht. Hier
sind ein paar kleine Begebenheiten erzählt, die den Gelehrten
allerdings nicht wie in seiner Studierstube erscheinen lassen.

Koloniale Höflichkeit.

Es war im Jahre 1910 in Afrika, auf einer Fahrt durch
Nigeria. Deutsche Forschungsreisende, die mit ihren Aus-
grabungen Erfolg hatten, waren bei den Engländern nicht
eben beliebt. Grobenius öffnete seine Reisetasche. Der Eng-
länder in dem Eisenbahnwagen sah ihm misstrauisch
zu. In der Mitte des Abteils stand ein kleiner Tisch. Grobenius
legte sein Notizbuch darauf. Er legte einige Zigarren und frische,
appetitliche Früchte dazu. Der Engländer legte auch etwas auf
den Tisch und zwar — seine Füße. Dann gähnte er, lehnte sich
zurück und gab vor zu schlafen. Er schnarchte.

Grobenius beschah sich seine appetitlichen Früchte auf dem Tisch,
die schmutzigen Stiefel daneben und den schnarchenden Engländer
dahinter. Gewalttätig werden? — Nein, sich die Hände dabei be-
schmutzen? — Nein. Der Mensch in der Ecke sollte seine Bedale
selbst herunternehmen. Und zwar sehr schnell.

In der Handtasche lagen zwei schöne gelbe Wachsfiguren.
Die Beleuchtung im Zug war sowieso schlecht. Also schnell die
Beize herborgelohnt, angezündet und auf den Tisch gestellt. Die
eine vor die linke Sohle, die andere vor die rechte Sohle. Zur
Sicherheit noch ein wenig angelehnt.

Nach einigen Sekunden noch es sehr schlecht im Raum und
immer schlechter. Grobenius zündete sich eine Zigarre an. Und
nach kaum einer Minute — die Sohlen waren noch längst nicht
durchgebrannt — nahm der Engländer seine Füße vom Tisch und
war sehr schnell und mit einer ruckartigen Bewegung.

Gesprochen wurde kein Wort dabei. Später beim Aussteigen
verabschiedete man sich ungemein höflich. Auf dem Gang stieß man
zufällig zusammen. „Grüße me, Sir!“ sagte der Engländer. „Ich
bitte um Verzeihung,“ sagte zu gleicher Zeit Grobenius. Und auch
draußen auf der Station hatten die Mitreisenden Gelegenheit, eine
geradezu vorbildliche internationale Höflichkeit an den beiden zu
beobachten.

Perlhuhnschießen am Kassai.

Mit den Wapende ist nicht zu spaßen. Besonders schwierig
war es vor zwanzig Jahren, als dieser Stamm der Eingeborenen
noch wenig mit Europäern bekannt geworden war. Aber an dem
Flusse Kassai gab es die schönsten Perlhühner zu schießen,
und der Weg ging durch ein großes Dorf der Wapende. Es war
bekannt, daß die Forschungsreisenden Wissmann und Vogge am
Durchzug von den Eingeborenen kriegerisch verhindert worden
waren.

Nun — Leo Grobenius will Perlhuhn schießen gehen. Will er,
dann will er; da ist nichts zu machen. Einige seiner Assistenten
warnen ihn. Erinnern ihn an die ganz vergeblichen Versuche
seiner Vorgänger. Raten endlich zu umständlichen, weniger gefähr-

vollen Umwegen. Aber bei solchen Gelegenheiten kann Grobenius
Augen machen wie ein zwölfjähriger Knabe, zu dem man Spanisch
spricht. Große, weit aufgerissene, maßlos erstaunte Augen. Er
versteht dann auch wirklich kein Wort. Vorgänger! Was geht
ihn denn vergebliche Versuche von Vorgängern an? Ueberhaupt!
„Vergebliche Versuche“ — was heißt das? — Er will Perlhuhn
schießen gehen. Das ist doch ganz einfach.

Und er geht Perlhuhn schießen. Sehr frühzeitig, mitten durch
Dorf. Ein schlafener Neger prallt entsetzt zurück. Ein Kind
schreit. Zwei Frauen bliden neugierig durch Mattentüren und
verschwinden wieder. Das ist zuerst mal alles.

Grobenius geht allein mit seinem schwarzen Träger, — er
reicht den Platz, wo die Perlhühner sind, pfeift sich eins, freut sich,
ist glänzender Laune. Diegt auf der Lauer, hoch hinterm Busch,
zielt und trifft und hat gute Beute. Mit dem Gewehr auf dem
Rücken tritt er am Nachmittag den Rückweg an.

Als er dem großen Dorf nahe kommt, wundert er sich über
die leere Straße. Die ersten Häuser scheinen unbewohnt zu sein.
Aber auch weiterhin ist alles wie ausgestorben.

Nun hat er das Dorf durchschritten. Diegt um die letzte
Häuserede und bleibt im nächsten Augenblick erstaunt stehen. — Eine
Menge von etwa zweitausend Wapendekriegern, mit Pfeil und
Bogen bewaffnet, steht da in feindseliger Haltung, lauernd und
gespannt darauf, was der Weiße nun wohl tun wird.

Der Weiße tut nichts. Er steht still und blidt sich das Bild
da vor ihm ruhig an. Auch die Schwarzen tun nichts. Stehen müß-
trauisch, abwartend und still. Sie scheinen Schweigen verabredet
zu haben.

Da aber kann sich ein empörter Negerknabe nicht mehr be-
zähmen. Er droht mit seinem Bogen und schreit ein unflätiges
Schimpfwort dem weißen Manne entgegen. Das ist nicht so schlecht
für den weißen Mann. Denn es gilt auch dort als unpassend, wenn
Knaben erwachsene Männer beschimpfen. Auch hat der Knabe das
Schweigen der Älteren gebrochen. Das war nicht recht. Aber
immerhin, es ist ja eine Wapende-Knabe. Alle Männer stehen still
und wachen.

Der weiße Mann tut plötzlich etwas ganz Unerhörtes: er
nimmt sein Gewehr von der Schulter, — die Schwarzen greifen
fester nach ihren Bogen, — aber nein, falsch gedacht, — der Weiße
gibt das Gewehr seinem Träger und schidt ihm damit fort.

Staunen. Der weiße Mann kommt langsam, ganz langsam
näher. Ruft dem Knaben zu: „Was hast du gesagt?“ — Der
Knabe schreit das Schimpfwort noch einmal, blidt ganz so laut wie
das erstmal. Immer näher kommt der weiße Mann. Steht dicht
vor dem Knaben, sagt: „Was willst du, Bengel, eigentlich?“

Nun sagt der Knabe nichts mehr. Aber der weiße Mann hat
ihn außerordentlich schnell ergriffen, legt ihn übers Knie und ver-
bricht ihm mit seinem eigenen Bogen die Rückseite, daß der Bogen
knack und die Splitter fliegen.

Der Mann ist gebrochen. Die Männer brüllen, lachen, schnalzen
mit den Zungen, schlagen auf ihre Schenkel. Weiber weischen.

So endete das Perlhuhnschießen am Kassai im Jahre 1905.

Sorgen vor Timbuktu.

Kein Geld in der Kasse und dabei den Expeditionsstab erhalten.
Das ist wirklich kein Vergnügen. Es ist im Jahre 1909. Leo Gro-
benius fährt auf dem Schiff nach dem Timbuktu. Er rechnet
und bemerkt, daß die sogenannte „verzweifelte Lage“ wieder ein-
mal eingetreten ist.

Wenn Grobenius in irgend eine schwierige Lage kommt, dann
tut er für gewöhnlich dies: Erst blidt er um sich. Dann blidt er in
sich. Und dann tut er etwas. — Zum ersten braucht er die meiste
Zeit. Das zweite und dritte geschieht meistens sehr schnell und
blitzartig hintereinander.

Immer aber wird er zuerst um sich bliden. So auch hier. Er
blidt auf das Ufer, auf den Fluß, auf die Boote, als wenn von
irgendwo plötzlich Geld herbarschießen sollte.

Da fahren leere Boote den Fluß hinunter. Nach Timbuktu.
Leere Boote. Wo zu leere Boote? Grobenius fragt den eigenen
Bootsführer. Der weiß nichts. Er fragt alle Bootleute. Irgend
einer weiß etwas: Die leeren Boote holen Salz. Salz aus Tim-
buktu. — Womit bezahlen sie? — Manchmal mit Geld, meistens
nimmt man es auf Kredit von den Quaregal! So! Also auf Kredit.

Einen kleinen Augenblick lang blidt Grobenius in sich. Dann
hat er es plötzlich ungemein eilig. Das Schiff soll fliegen! Die
Ander sollen kaufen! Soudsoviel soll der Bootsführer und seine
Beute mehr Lohn erhalten, wenn das Schiff eher in Timbuktu an-
kommt als die leeren Boote.

Und das Schiff kommt eher an. Die leeren Boote treiben ge-
mächlich den Fluß hinab. Grobenius aber kauft in Timbuktu das
ganze Steinmaß aus der Sahara. Auf Kredit — versteht sich! Und
verkauft es später mit einem Aufschlag den Führern der leeren
Boote — aber nicht auf Kredit. Und hat wieder Geld in der Kasse.

Die Saison beginnt.

Von Hans Siemsen.

Ich bin hier ein paar Tage an einem von den italienischen
Seen, Lago di Garda ober Lago di Como, — es ist ein kleiner un-
bekannter See. Und ich will auch nicht sagen, wie er heißt.

Gestern ist hier „die Saison eröffnet“. Ein paar kleine Häuser
waren vielleicht schon vorher auf. Aber das große, das einzige
große Hotel, das es hier gibt, das hat erst gestern aufgemacht. Und
ich bin der erste Gast. Der erste — und der einste.

Es ist ein großes, ein sehr großes Hotel. Es hat weit über hundert, es hat wohl beinahe zweihundert Zimmer. Eine große, helle Halle, teppichbelegte, breite Treppen für die, die nicht den Lift benutzen wollen. Klubstessel, goldene Spiegel und schöne, große Stühle zum Schreiben, zum Essen, zum Musizieren. Und das ganze Personal, das so zu einem großen Hotel gehört, ist auch schon da: Geschäftsführer und Direktor und Portiers und Liftboys und viele Kellner und Köche und Zimmermädchen und ein Page, der an der Drehtür steht und aufpaßt, ob jemand kommt.

Es kommt aber niemand. In dem ganzen, großen, noblen Hotel bin ich allein der einzige Gast. Ich allein wohne in den zweihundert Zimmern, ich allein wandle über die teppichbelegten Treppen, an den goldenen Spiegeln vorüber, ich allein sitze in der großen Halle und in dem großen Speisesaal. Für mich geht der Lift, für mich heizt die Heizung, für mich brennen tausend elektrische Lampen, für mich ist dies ganze, riesenhafte Personal da: die Geschäftsführer, die Portiers, die Boys, die Kellner. Der Junge an der Drehtür wartet auf mich, die Köche in der Küche kochen für mich.

Ich verfüge also plötzlich — ich, der ich gewohnt bin, in möblierten Zimmern zu leben —, ich verfüge also plötzlich über ein ganzes Palais, über ein Personal, über das mancher König nicht verfügt.

Und das muß ich ehrlich sagen: Das muß ja eine ekelhafte Sache sein, König zu sein und über so ein Palais und so ein Personal zu verfügen! Pfui Teufel! Da muß man schon eine enorme Portion von Dämlichkeit oder Selbstbewußtsein haben (und das zweite ist ja meistens die Folge der ersten Eigenschaft), wenn einem das Spaß machen soll.

Mir ist es ja eigentlich immer etwas unangenehm, wenn ich mich bedienen lassen soll. Ich komme mir dann unselbständig, ungeschickt, mies und arrogant vor. Einen anderen Menschen meinetwegen in Bewegung setzen, das scheint mir immer etwas zweitklassig und sogar beschämend. Nicht für den anderen, sondern für mich.

Also: mir ist etwas unbehaglich zumute angesichts dieser zahlreichen Dienerschaft, die sozusagen auf meine Wünsche wartet. — Was soll denn dieser arme Junge den ganzen Tag da an der Tür stehen? Gibt es wirklich Leute, die sich nicht selbst die Tür aufmachen können? Das müssen ja tollge Nummern sein! Mich geniert dieser Junge, der immer im Begriff ist, die Tür aufzuzeigen, wenn ich bloß in die Nähe komme. Ich wage kaum noch, auszugehen und drücke mich aus der Hintertür. — Und die vier Kellner, die auf mich warten, wenn ich ganz allein und klein den riesigen, goldenen Speisesaal betrete! Und erst der reizende, alte, grauhäutige Oberkellner! Er kommt beinahe um vor Höflichkeit und weiß gar nicht, was alles er tun soll, um es mir nur recht bequem und angenehm zu machen. Und dabei ist mir immer so, als ob ich, der ich doch dreißig Jahre jünger bin wie dieser freundliche alte Herr, als ob ich aufstehe und ihm, der dazu auch noch viel feiner ist als ich, meinen Stuhl anbieten müßte. Aber das geht ja wohl nicht? Es würde ihm nur peinlich sein. Und so versuche ich denn auf andere Weise, die genterliche Luft zu überbrücken, gebe mich als guter Kamerad, erwidere Höflichkeit mit Höflichkeit, lobe das Essen, mache einen kleinen Scherz und versuche sogar italienisch und englisch zu reden. Und auf diese Weise werden wir denn auch schließlich alle ganz vergnügt. Die Dienstbeflissenheit (o welch ein Wort) ist nicht mehr so schlimm. Wir sind mehr unter uns.

Sie warten nun nicht mehr allein auf die anderen Gäste, auf die vielen reichen Leute, die nötig sind, um das Hotel zu füllen. Wir warten nun gemeinsam.

Und tatsächlich: da kommen sie auch schon. Am dritten oder vierten Tage kommen sie angefahren. Teils mit Autos, teils mit der Bahn. Und gleich eine ganze Menge. Nun bin ich nicht mehr der einzige Gast. Nun gehe ich nicht mehr allein über die teppichbelegten Treppen. Nun sitze ich nicht mehr allein in dem großen goldenen Speisesaal. Ein halbes oder ein ganzes Duzend Tische sind besetzt. Nun habe ich, was ich wollte. Aber — das menschliche Herz ist sonderbar — dies paßt mir auch nicht. Es paßt mir gar nicht!

Der feine alte Oberkellner erkundigt sich nach den Wünschen eines mißvergnügten dicken Herrn mit derselben Höflichkeit, mit der er sich gestern nach meinen Wünschen erkundigt hat. Er rückt einer hochmütigen alten Engländerin den Stuhl zurecht, wie er ihn mir zurechtgerückt hat. Der blonde Liftboy lächelt die aufgeplusterte Blondine genau so freundlich an, wie er mich anlächelt. Und der kleine Junge reißt seine Tür vor der hochmütigen Miß von Nr. 15 auf. Pfui Teufel! Da wär' es mir schon lieber, er risse sie vor mir auf!

Ich komme mir ganz verraten vor. Wie eine verlassene Braut, wie Mädchenbräut. Gestern der Einzige — heute einer von vielen. Nein — das paßt mir nicht! Adieu! Ich reise ab!

Es war sehr hübsch; dies große, leere empfangsbereite Hotel. Die schöne, leere, helle Halle, die goldenen Spiegel, mein Zimmer mit dem Balkon überm See, dem Bad und allem, was dazu gehört, der freundliche alte Oberkellner, der lächelnde Liftboy und der kleine Junge an der Tür. Sehr hübsch! Aber ich habe keine Lust, es mit der Miß von Nr. 15 zu teilen. Ich habe keine Lust, mich ebenso höflich behandeln zu lassen, wie die andern Gäste behandelt werden. Ich habe keine Lust, einer von vielen zu sein! Ich reise ab! Adieu!

Auf der Bank.

Von Max Geisenhener.

Man geht im Park auf und ab. Die Spaziergänger schlendern sehr gemütlich und langsam vorbei. Und doch! Wie schnell kommen und gehen die Erscheinungen auf Nimmerwiedersehen. Ein Blick ins Auge oder ein flüchtiges Hin- und Hinuntertauchen über Aug und Gut — und schon kommt der Nächste. Man findet diesen toll, jenen merkwürdig, den elegant, den komisch. Die Welle des Lebens fließt und trägt Kopf an Kopf vorbei. Musik klingt aus einem entfernten Pavillon und wirft sich in den Rhythmus der Gehenden. Da steht eine Bank am Wege. Sie ist leer und die Sonne trifft sie. Ich setze mich in den wärmenden breiten Strahl und sehe auf die Wandelnden. Plötzlich fühle ich mit einigem Schreck, daß die Bankperspektive die Vorübergehenden entkleidet. Der Blick geht nicht mehr flüchtig an ihnen vorbei, er krallt sich, soweit der Augewinkel von links nach rechts reicht, in die Gestalten fest. Es ist ein ziemlich langer Spiekruten-Weg, den sie durchwandern müssen. Eine Frau kommt. Als ich noch selbst unter den Spaziergängern umherwanderte, hätte ich gesagt, als sie vorbeihuschte, „eine schöne, eine elegante Frau“. Nun aber ist bereits bis zur Mitte des Blickweges festgestellt, daß die krausen Locken über der Stirn wie bei einer Puppe gebrannt sind, daß der Mund schlecht gekniffen ist. Die Hüften sind schlaff, aber die Apparatur der Unterbekleidung mit Druckknöpfen und Schnallen drängt nach außen. Die Beine sind schön, aber wie der Blick auf die Mehrseite fällt, ist doch ein bißchen zu viel A im Gehwerk. Nach einer Weile stolzierte ein Mann daher. Sehr würdig, sehr keif. Er blickt nicht nach rechts und nach links. Jetzt führt er seine Zigarre bedächtig zum Mund, küßt, überlegen. Im Geiste sehe ich einen Untergebenen vor ihm stehen, ein Altkleid unter dem Arm, demütig gebeugt, während er über ihn hinwegsteht, wie eben über den Dahlienbusch am Wege. Das junge Mädchen, das noch vor einer Viertelstunde beim Vorübergehen so reizend aussah, ist auf seinem Spiekrutengang zu dünn geworden. Ihr rechter Schuh ist dazu schief getreten und ihre Arme schlenkern an den Schultern, als wären sie an einer Puppe angehängt.

Die Vorübergehenden indes ärgern sich alle ein bißchen und zwar über den Mann, der auf der Bank sitzt, aber über mich. Sie fühlen sich ein wenig zur Schau gestellt, bis auf den Herrn im Zylinder, für den Menschen und Vante in gleichem Maße Untergebene sind. Darum will ich auch das dunkle Geschäft des Beobachters aufgeben, zumal die Sonne weiter gewandert ist. Sie wanderte zu anderen Bänken und — o Schreck — nun sitzen die Leute darauf, die an mir vorbeigegangen sind und sehen mir zu. Das kleine, zu dünne Mädchen, das sich natürlich auch hinsetzen mußte, sieht spöttisch auf meinen Hintertopf. Sie konstatiert vermutlich, daß meine Haare im Genick unter dem steifen Hut längst hätten geschnitten werden müssen und daß mein Bauch etwas Schminke vertragen. Man muß dem Feind ins Auge sehen, denke ich. Wende ich den Kopf und werfe ihr einen Blick zu, solange es möglich ist, und ich glaube, ich habe im letzten Augenblick, in dem es gerade noch schicklich ist, den Kopf nach einer Dame rückwärts abzubringen, in ihren Augen gelesen: „Er gefällt mir.“ Und so stehe ich nicht an, völlig versöhnt zu erklären, daß auch die anderen alle nette Menschen waren, die an meiner Bank vorbeigezogen sind.

Fröhliche Ecke.

Gäster Faulenzen. „Über Hermann — warum hast du denn das Buch fortgeworfen? Es ist doch so spannend.“ — „Darum eben. So wie ich das gemerkt hab', da hab' ich's weggeschmissen; das hätte ja 'ne nette Anstrengung werden können.“

Vielsagend. An der Tür zur Werkstatt des Schusters Stolzte steht mit Kreide geschrieben: „Zehn Minuten geschlossen, bin mal nebenan ins Wirtshaus gegangen. Stolzte.“ — Darunter von Frauenhand: „Bitte einen Augenblick zu warten, ich hole ihn schon. Frau Stolzte.“

Die besorgte Dichtermutter. „Den herrlichen Morgen werde ich zur Arbeit benutzen! Ich hoffe, daß er mich zu einem Frühlingsgedicht begeistert.“ — „Es ist aber noch kühl, mein Sohn. Zieh' die wollenen Unterhosen zum Dichten an!“

Er kam, sah, siegte. Laufsebums suchte eine Stelle als Laufjunge. Da las er in der Zeitung ein Gesuch der Firma Anöterich und Co.

„Du willst als Laufjunge eintreten? Ich brauche eigentlich einen kräftigeren Jungen.“ sagte Anöterich.

„Na,“ sagte Laufsebums, „ich denke, ich werde es schaffen. Ich habe schon alle anderen, die sich melden wollten, weggeprügelt!“

„Liebst du die Arbeit?“ fragte Anöterich.

„Nein!“ sagte Laufsebums.

„Gut!“ sagte Anöterich, „du bekommst die Stelle, denn du bist der erste Laufjunge, der mir keine Lügengeschichten erzählt.“

Er nimmt alle Schuld auf sich. Bei Anöterich und Co. erscheint ein müttender Kunde, der eine nicht ganz einwandfreie Warenlieferung erhalten hatte.

Laufsebums ist der Erste, der dem Wüterich in den Weg läuft. „Wer ist denn hier der Verantwortliche in der Firma?“ schreit der Erbohte.

„Wer verantwortlich ist, weiß ich nicht,“ sagte Laufsebums, „jedemfalls die Schelte bekomme ich immer.“